

## VORWORT

Die vorliegende endgültige Fassung dieses trilogischen Romans, die nicht weniger als 1035 Seiten enthält,<sup>1</sup> erscheint dem Leser lang genug, doch für den Autor bleibt sie ein Fragment. Allerdings dünkt mich alles, was ich schreibe, Stückwerk – Bruchteile eines Ganzen, das abzuschließen mich der Tod hindern wird, sofern Krankheit, Müdigkeit oder Verzicht nicht vorher dem schriftstellerischen Abenteuer ein Ende setzen.

Die ersten Abschnitte dieses Werkes sind im Winter 1940 entstanden – mitten in der »Zeit der Verachtung«. Ich schrieb, wie der einsame Wanderer, verloren in tiefer Nacht, singen oder zu sich selber sprechen mag. Der Versuchung, ein Schriftsteller zu werden, hatte ich seit meiner frühen Jugend widerstanden. Diesmal aber gab ich endlich nach, denn nicht zu schreiben, war nun schwerer geworden, als zu schreiben.

An Veröffentlichung war nicht zu denken – und es war kaum wahrscheinlich, daß der 35-Jährige den Krieg überleben würde. Doch noch reichte der Vorrat an Schulheften, noch gab es genug Tinte! Ich füllte Seite um Seite – nicht um die verlorene Zeit zu suchen, sondern um aufs neue die Hoffnungen zu erleben, die inzwischen vernichtet worden waren, und um ihren Sinn zu entdecken: »Um einen Lebenden zu verstehen, muß man wissen, wer seine Toten sind. Man muß auch wissen, wie seine Hoffnungen geendet haben – ob sie sanft verblichen oder ob sie getötet worden sind. Genauer als die Züge des Antlitzes muß man die Narben des Verzichts kennen« – meint ein Held dieses Romans.

Ich schrieb – nach berühmtem Muster – für alle und für keinen; in Wahrheit dachte ich an die noch Ungeborenen, die heute die Jungen sind. Sie, hoffte ich, würden nicht erst das Mißverständnis der falschen Identifikation überwinden müssen, um zu begreifen, daß es sich hier weder um eine Autobiographie noch um einen Schlüsselroman handelt; daß die Politik nur Rohstoff, aber nicht das Thema ist; daß ich nicht die Wirklichkeit abkonterfeien wollte; daß ich weder die allgemeinen Geschehnisse beschreiben, noch die Gründe von Sieg und Niederlage erklären wollte.

Den Jungen, an die ich während jener langen Nächte dachte, mag es leichter fallen als so vielen meiner überaus wohlwollenden Kritiker in der ganzen Welt, zu durchschauen, daß ich keine Gewißheiten zu bieten habe, sondern nur Fragen spruchreif mache; daß Charaktere, Situationen,

1        Sperber bezieht sich hier auf die Ausgabe von 1961 (Kiepenheuer & Witsch).

Handlungen, daß Ereignisse, Erlebnisse und Erfahrungen hier nur dann behandelt werden, wenn sie in sich ein Gleichnis bergen.

Entgegen der Gewohnheit, die dem Romanleser lieb ist, bleibt hier häufig all das unbeschrieben, was einen angenehm vertraut machen könnte mit der unendlich möglichen und doch nur erdachten Welt des Romans. Wer hier teilnehmen will, muß seinen Teil geben: wahrhaft mitwirken; und das mehr noch als der Theaterzuschauer, dessen Tagtraum-Bedürfnissen kein Kulissenzauber mehr schmeichelt. Das Dunkel eines Augenblicks trennt eine Szene von der anderen: Das Licht wandert dorthin, wo die Handlung es braucht. Was wie eine Episode aussieht, wird sich 300 Seiten später als ein höchst bedeutungsreicher Teil der Haupthandlung enthüllen; der Mann, der zuerst die zentrale Figur zu sein scheint, wird langsam zu einer Nebenfigur. Der Vordergrund tritt häufig zurück, der Hintergrund wird zum Zentrum der Handlung, ehe ihn das Dunkel wieder einhüllt. Dieser trilogische Roman hat nur scheinbar ein Ende, ihm fehlt überdies eine tröstliche Moral. Wie so viele andere Schriftsteller vor ihm, hat der Autor seinen Lesern nur eines angeboten – mit ihm seine Einsamkeit zu teilen. Vielleicht ist dies die einzige Form der Gemeinschaft, in der jene zueinanderfinden, die aus der gleichen Quelle den Mut schöpfen müssen, ohne Illusionen zu leben.

*Manès Sperber*

Erstes Buch

**DER VERBRANNTÉ DORNBUSCH**



## Die Legende vom verbrannten Dornbusch

»... Und so mehrten sich die Stimmen jener, die da sagten, daß die Tage der Finsternis zu lange gedauert hatten; zu lange hatte man darauf gewartet, daß das Versprechen des Glücks Wirklichkeit und die Verkündung des Lichts Wahrheit würde. Und sie sagten: ›Kommt, laßt uns unsere Wohnungen rund um den Dornbusch bauen, der seit Ewigkeit brennt. Die Tage der Finsternis und der Kälte werden dahin sein, für immer, denn immer wird der Dornbusch brennen und nie wird er verbrennen.‹

Also sprachen die Mutigsten unter ihnen, jene, in welchen die Zukunft lebte wie das Ungeborene im Leibe der Trächtigen, jene, die da nicht die Orakel fragten: ›Was wird sein?, sondern allein den eigenen Mut, die eigene Großmut: ›Was werden wir tun?‹ Und ob sie schon Hindernisse fanden und Feindschaft allerorten, so folgten ihnen doch viele auf dem steilen, steinigem Wege zum brennenden Dornbusch. Und sie richteten sich ein, in seinem Lichte zu leben.

Da aber geschah es, daß seine Zweige zu verkohlen begannen, und sie fielen ab und wurden zu Asche. Selbst die Wurzel verbrannte und wurde zu Asche. Und wieder brach die Finsternis herein und die Kälte.

Da erhoben sich Stimmen, die also sprachen: ›Sehet, wie alle unsere Hoffnung getäuscht worden ist – ist da nicht Schuld? Prüfen wir, wessen Schuld es ist.‹

Da ließen die neuen Herren alle jene töten, die so sprachen, und sie sagten: ›Ein jeglicher, der da aufsteht und will es wahrhaben, daß der Dornbusch verbrannt ist, soll eines schändlichen Todes sterben. Denn nur dem Feinde leuchtet sein Licht nicht, nur er friert in seiner Wärme.‹ So sprachen die neuen Herren auf dem Aschenhügel; um sie war eine große Helle, sie kam vom Lichte der Fackeln in den Händen der neuen Sklaven.

Und wieder standen welche auf, in ihnen lebte die Zukunft wie das Ungeborene in der Trächtigen, die sagten: ›Der Dornbusch ist verbrannt, weil es bei uns aufs neue Herren gibt und Sklaven, ob wir ihnen schon andere Namen geben. Weil es Lüge bei uns gibt und Niedertracht und Erniedrigung und Gier nach Macht. Kommt, laßt uns anderswo neu beginnen.‹

Doch die neuen Herren befahlen den Sklaven, überall und zu jeder Stunde das Lob vom brennenden Dornbusch zu singen. In den Finsternissen hörte man sie singen: ›Heller als je vorher leuchtet uns das Licht; sie bebten vor Kälte, doch sie sangen: ›Uns wärmt des Dornbuschs ewiges Feuer.‹

*Die neuen Schergen der neuen Herren gingen aus, jene auszurotten, die die Wahrheit sagten, die Namen jener in Schande auszulöschen, die davon sprachen, aufs neue zu beginnen. Doch so viele sie ihrer auch töteten, sie konnten die Hoffnung nicht vernichten, die alt ist wie die Trauer und jung wie die Morgendämmerung.*

*Es gibt einen anderen Dornbusch, man muß ihn suchen – verkünden die geheimen Stimmen jener, denen die Schergen der alten und der neuen Herren auf den Fersen sind – und finden wir ihn nicht, so werden wir ihn pflanzen.*

*Gesegnet seien, die so sprechen. Daß doch die steinigen Wege ihren Füßen nicht zu hart werden und ihr Mut nicht geringer als unser Jammer.«*

*So sprach der Fremde, ehe er uns wieder verließ. Wir versuchten, ihn schnell zu vergessen, ihn und den bitteren Geschmack seiner Hoffnung. Wir waren müde des ewigen Anfangs.*

## Erster Teil Die nutzlose Reise

### Erstes Kapitel

#### 1

Josmar riß die Balkontüren auf, der Rauch verzog sich in Schwaden, die kühle, etwas feuchte Nachtluft strömte ein. Sein Blick suchte vergebens unter der Bogenlampe den schwarzen Roadster, das Licht spiegelte sich im nassen Asphalt. Er sah zum Himmel hinauf, um den roten Widerschein der vielen Lichter zu erspähen. Josmar wurde dessen gewahr, daß er die Gesichter der sechs Männer und der Frau vergessen hatte. Und vor wenigen Minuten noch hatte er sie geradezu angestarrt, wie um sie für ewig dem Gedächtnis einzuprägen: diese Männer mit Jahreszeit- oder Tagennamen. Die Frau hatte mit dem Rücken zum Balkon gesessen, Sönnecke gegenüber, er selbst etwas hinter ihm, vom Tisch entfernt, er gehörte nicht dazu, er war nur ausnahmsweise zugezogen.

Einer von ihnen nannte sich Herbst. Josmar sah sein breites, ja mächtiges Kinn, die weißen, schönen Zähne, doch nichts sonst tauchte von diesem Gesicht wieder auf. Josmar hätte es mit Händen aus dem Dunkel ziehen mögen. Seine Anstrengung verstärkte den leisen Druck an der linken Schläfe, den er den ganzen Abend empfunden hatte. Wesentlich war, daß Sönneckes Gesicht ihm niemals entschwinden würde: große, graue Augen, die lächeln, auch wenn der Mund sich nicht verzieht, die Stirn breit und steil, gut abgegrenzt, das leicht angegraute Haar kurz zurückgekämmt, die Ohren groß, doch nicht lächerlich – man mochte sich gerne vorstellen, daß er seine Kinder mit Ohrenwackeln belustigte und dabei den breiten Mund lachend verzog –, das Kinn war überraschend weich, etwas fleischig, aus der Nähe sah es wie gespalten aus. Der Hals war mager und alt, wie er zu dem ausgemergelten Proletengesicht der politischen Zeichnungen paßte.

Sönneckes Gesicht entschwand nicht im Dunkel. Ihn kannte jeder Mann im deutschen Reich. Millionen Arbeiter überall in der Welt nannten seinen Namen mit Stolz und Rührung, als ob er ein Versprechen wäre.

Diesem Mann hatte der 17jährige Joseph-Maria Goeben ins Untersuchungsgefängnis geschrieben: »Solange es Männer gibt wie H. S., hat das Leben einen Sinn. Solange es uns junge Menschen gibt, gibt es keine

Mauern, dick genug, Sie gefangenzuhalten!« Und er hatte diesem Brief ein furchtbar langes Gedicht beigelegt.

Vier Jahre später die erste Begegnung. Josmar war enttäuscht und litt, weil er die Enttäuschung nicht eingestehen wollte – der Einundzwanzigjährige wußte mit ihr nichts anzufangen. Das war mitten in den Ruhrkämpfen. Er hatte den Mann, hinter dem die Polizei seit Tagen her war, gesucht. Er fand ihn endlich – an einer Theke. Da war es ein kleiner Mann in einem zu langen dünnen Mantel, der vor Nässe steif war. Und dieser Mann hielt in der Hand ein Glas Bier, aus dem er immerfort den Schaum blies. Die Hand – es war die linke – zitterte, die rechte kam nicht zum Vorschein. Und dieser Mann fluchte über das lauwarmer Bier.

Das war die erste Begegnung. Josmar hatte sich lange auf sie vorbereitet. Nein, natürlich durfte er nicht mit einer Rede beginnen, doch gab es, was unabweisbar war und gesagt werden mußte, sobald er dem Führer gegenüberstand.

Da war aber nichts zu sagen, die Worte waren weggeschwemmt. Natürlich stotterte er wie immer, wenn Unvorhergesehenes alle Ordnung umwarf, in die er zukünftige Handlungen voraussichtlich hineinstellen wollte. Er sagte: »Ich bin Joseph-Maria Goeben aus Köln. Ich habe Ihnen seinerzeit geschrieben. Ich stelle, ich stehe Ihnen – zu Ihrer Verfügung.« Das letzte Wort, das er schnell, kurz hätte hinausschieben wollen, natürlich mußte es sich zwischen Zunge und Zähnen verhaken. Ach, wie jämmerlich war alles. Da merkte er erst, daß es noch andere im Raum gab, müde Männer, die ihn spöttisch anstarrten. So wagte er nicht, Sönnecke ins Gesicht zu blicken. Er sah, wie das Bierglas seltsam sachte auf den Tisch gestellt wurde, und er hörte sich angesprochen: »Du kommst also jetzt aus Köln?« – »Ja, aus Köln!« – »Dein Rad steht draußen?« – »Ja.« – »Gut! Du bist Verbindungsmann, Kurier. Du heißt Adolf, wie alle unsere Kurier. Du mußt sofort abhauen. Paß auf ...«

Er traf ihn in diesen Tagen noch zweimal, dann war alles zu Ende. Sönnecke war verschwunden, sein Foto klebte in allen Polizeistellen, auf seinen Kopf war ein Preis gesetzt. Tot oder lebend – diese Worte waren fettgedruckt – sollte er der nächsten Polizeistelle ausgeliefert werden. »Auch die deutsche Partei hat die Illegalität mitgemacht. Sie ist aus ihr gestärkt hervorgegangen. Die Faulen, die Halben, die Lauen sind auf der Strecke geblieben. Aber ham wa uns da uff de Pelle jelegt und jewartet, daß die Sonne wiederkommt und die nasse Scheiße wieder trocknet? Adolf hier, der war ja denn noch 'n Schnösel, der könnte euch was erzählen« – hatte heute Sönnecke den ausländischen Genossen gesagt. Und er hatte mit seiner verstümmelten Rechten auf Josmar gedeutet.

Und als die sieben gegangen waren, da war Herbert noch zurückgeblie-

ben. »Josmar, jetzt bist du also wieder Kurier. Du hast gehört, was da unten los ist. Du hast gesehen, wie es da von Fraktionen wimmelt, einer gegen den andern. Da unten verbluten sie. Und dabei gibt es furchtbar viel zu tun. Du hast offiziell, verstehst du, nichts zu tun, als das Material hinüberzubringen und zu hören, was sie dir sagen, und uns hier zu berichten. Und laß dich nur ja nicht zu irgendwelchen Stellungnahmen verlocken. Verweise immer auf die Beschlüsse, die du mitbringst. Aber öffne gut die Augen, sieh dir alles genau an. – Und laß dir womöglich nicht schnappen und nicht an der Grenze auf der Flucht totschießen. Na Junge, mach's gut!«

Draußen hatte es wieder zu regnen begonnen. Es war bereits Mitternacht. Der Anruf ließ auf sich warten. Josmar konnte ihn auch im Bett erwarten, doch fürchtete er, er könnte das Klingeln überhören, in so tiefen Schlaf müßte er nach diesem ermüdenden Abend sinken. Er nahm die drei Bücher zur Hand, betrachtete den Einband näher und bewunderte die Arbeit des »Technikers«. Er hörte einen Wagen vorfahren; wie immer zog es ihn hinaus. Die Lichter des Wagens wurden abgeblendet, die Frau stieg aus und ging auf das Haus zu. Er konnte nicht erkennen, ob sie im Gehen tänzelte oder schwankte. Sie schloß das Tor auf, drehte sich um und sah zu ihm hinauf.

Er verbot sich, an Lisbeth zu denken und an alles, was von ihrem Anruf abhing. Er begann, um sich abzulenken, in einem der Bücher zu blättern. Er las: »Das war Mary-Lou Vondering trotz ihrer bezaubernden Erscheinung wahrhaftig nicht an der Wiege gesungen worden, daß sie eines schönen Tages ein wirkliches spanisches Schloß ihr eigen nennen würde.«

Es klingelte. Nun war es klar: Lisbeth hatte nicht angerufen, sie hatte gepackt, nun kam sie, bereit, fertig. Das war eine eindeutige Entscheidung. Er mochte nicht auf den Aufzug warten, lief hinunter, öffnete das Haustor. »Ich bin es. Ich habe meine Mappe bei dir vergessen«, sagte der Mann und schloß hinter sich das Haustor. Josmar erkannte in ihm Freitag, einen von den Genossen.

Sie fanden schnell die Mappe. Der Mann schien sehr erleichtert, er ließ sich in einen Sessel nahe der Balkontür sinken, nahm mit einer schnellen Bewegung den Hut ab und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Seine Bewegungen wurden langsam, sachte legte er die Brille auf den Tisch und schob sich im Sessel zurecht und begann das Zimmer zu betrachten, als sähe er es zum erstenmal. Josmar folgte seinem Blick, bis er spürte, daß der Mann ihn selbst nun auch in der gleichen Art fixierte wie die Wände und die Möbelstücke. Er merkte, daß seine Stirn sich gerötet hatte, wie immer, wenn er sich hilflos fühlte. Er fuhr sich mit der Hand übers Haar und wandte sich langsam zur Seite, um dem saugenden Blicke zu entgehen.

»Sei nicht böse, daß ich dich gestört habe. Ich war schon zu Hause, da merkte ich erst, daß ich die Tasche vergessen hatte. So etwas darf nicht geschehen. Es sind sehr wichtige Papiere drin. Du hättest sie morgen früh bei deiner Abfahrt nicht bemerkt, irgend jemand hätte sie finden können, die Aufräumerfrau – unabsehbare Folgen, du verstehst, Genosse. Bist du nicht mehr böse?«

Die ruhige, dunkle Stimme beschämte Josmar, er wußte nicht, warum. So beruhigte er den Mann. Nein, er war nicht böse, keineswegs.

Freitag nahm eines der Bücher zur Hand, er schien es abzuwägen.

»Du fährst also morgen früh, hältst dich genau an das besprochene Programm?«

»Ja, das wird wohl das beste sein.«

»Nein, es wird nicht das beste sein. Wenn ich noch etwas dableiben darf, dann setz dich, sonst muß ich auch stehen. Es ist schon spät.«

Josmar setzte sich und bemerkte im gleichen Augenblick, daß seine gehorsame Schülerbewegung den Mann lächeln gemacht hatte. Er fand sein langes mageres Gesicht unangenehm. Diese schöne großzügige Stirn kontrastierte mit dem kurzen schwarzen Borstenhaar; der weiche schmale Mund, diese zierlich geschwungenen Mädchenlippen schienen fremd und künstlich in dem strengen Gesicht mit den Schatten der vorgedrängten Backenknochen. Der Mann war nicht häßlich, er war unangenehm.

»Ich beneide dich, Genosse. In einigen Tagen wirst du unten sein, du wirst unsere Leute sehen. – Du weißt wahrscheinlich nicht, was das ist: Heimweh. Die Menschen, die man liebt, nur in Angstträumen sehen, fühlen, wie die Wirklichkeit entschwindet, weil sie sich ändert, ohne daß du dabei bist. Schreiben und nicht den veränderten Tonfall kennen, in dem sie es lesen werden. ›Ich spreche im Namen der Arbeiter meines Landes‹ – zuerst ist es wahr, bald aber stimmt es nicht mehr. Und auch was man in ihrem Namen sagt, hört auf, wahr zu sein. Vielleicht, man müßte es wissen. Aber wie es erfahren? – Sprichst du unsere Sprache?« »Ja, ein wenig, ich war drei Jahre unten, für ein deutsches Unternehmen. Deshalb hat mich auch Sönnecke, glaube ich, für diese Sache bestimmt.«

Das Telefon klingelte in den Satz hinein. Er bemühte sich, ihn ruhig zu Ende zu sprechen, nahm den Hörer ab und meldete sich. Es war Lisbeth. Er verstand fast gar nichts, ihre Worte überstürzten sich, erschlugen einander, ehe sie ganz ausgesprochen waren – so sprach sie immer, wenn sie im letzten Augenblick an Stelle einer gut vorbereiteten Lüge, die ihr dann zu dumm und unglaubwürdig erschien, eine andere zu improvisieren begann. Sie mußte das Gesagte wiederholen, was sie beschämte und trotzig stimmte, und nun sprach sie alles mit unwirscher Deutlichkeit aus. Sie hatte sich entschuldigen wollen, daß sie so spät – fast drei Stunden zu

spät – anrief, doch nun klang es wie ein Vorwurf. Josmar sagte: »Ja, ich verstehe. Natürlich!« Er hörte Lisbeth atmen, dann: »Josmar, du glaubst mir wahrscheinlich nicht, aber ich mußte wirklich, ich konnte doch nicht, du weißt doch, wie nervös Lore ist, wenn ich nicht bei der letzten Probe ...« Er unterbrach sie: »Ich glaube dir, doch, ja, ich glaube dir, Lisbeth.« Er wartete. Er vernahm, wie aus weiter Ferne, Stimmen und Musik. Jemand sang: »... mir eine Wimper aus und stech«, dann war Lisbeths dünne Stimme wieder da: »Du fährst also morgen früh, das ist sicher, meine ich?« – »Ja«, sagte er und zweifelte, ob er es gesagt oder nur gedacht hatte. Er wiederholte: »Ja.« Da überstürzten sich wieder ihre Worte, die Tanzmusik wurde lauter. Doch er verstand, daß sie nicht mit ihm fuhr, daß alles zu kompliziert wäre, als daß sie es so sagen könnte. Deutlich dann: »Du bist doch nicht traurig, Josmarchen?« Er wartete. Es kam nichts mehr. Nun war die Musik ganz deutlich, ein Chor, aus dem eine Stimme ganz nahe dem Hörer brüllte: »Ich rei mir eine Wimper aus und stech dich damit tot!« Josmar sagte schnell: »Nein« und hängte ab. Er ging langsam an den Tisch zurück, knpfte den Rock zu und setzte sich zu Freitag. Das Telefon klingelte wieder. Er stand auf, zog die Schnur aus der Steckdose, wandte sich wieder zum Tisch. Freitag sah ihn an und sagte: »Vielleicht ist es wichtig?« Josmar nickte, nahm den Apparat und ging ins andere Zimmer.

Nach etwa zehn Minuten kam Josmar wieder. Sein Gesichtsausdruck war verändert, die Anspannung gewichen. Freitag schien zu schlafen, die schönen, geschwungenen Wimpern ließen die Schatten unter den Augen körperlich hervortreten. Die Ellenbogen ruhten auf den Sessellehnen, die Hände lagen ordentlich auf dem Tisch, gute, breite – Josmar dachte: naive – Hände.

Als er den Kaffee brachte, war der Mann wieder wach, seine Augen standen groß offen, doch seine Hände lagen noch immer unbewegt auf dem Tisch.

Unvermittelt begann er zu sprechen. Er erzählte eine Anekdote von einem bosnischen Bauern, die zumeist leidenschaftliche Kaffeetrinker sind.

Freitag wurde im Sprechen immer gelöster. Während er weitersprach, holte er aus der wiedergefundenen Tasche zwei Schrippen hervor. Er gab eine Josmar, tauchte die andere in den Kaffee. Doch auch während er a, unterbrach er sich kaum. Die Anekdoten schienen ihn selbst zu belustigen. Vielleicht fühlte er auch, daß sich so die Fremdheit zwischen ihnen am schnellsten verflüchtigte. Josmar kramte in der Kche alles Ebare zusammen und sie dehnten das verfrühte Frühstück aus. Es war nun fast kalt – der Morgen nahte. Der Druck an der Schläfe war gewichen, er war wieder müde. Es war angenehm, daß er nichts sagen mußte, es machte

ihm Spaß, zuzuhören. Er staunte, wie leicht es ihm gelang, den Gedanken an Lisbeth zu verdrängen, sooft er ihm auch kam.

Er merkte zu spät, daß der Mann aufgehört hatte zu sprechen. Doch als er die Augen hob, sah er, daß Freitag von ihm keine Antwort erwartete.

Es hatte wieder zu regnen begonnen – heftig, eilig, als ob der Regen Versäumtes nachholen mußte. Man hörte aus der Ferne zwei langgedehnte Hupentöne und merkte, wie allbeherrschend das Geräusch des strömenden Regens war.

»Man hat mit dir verabredet, daß du morgen mit dem Frühzug nach Wien fährst, dort den Koffer in Empfang nimmst und übermorgen früh weiterfährst. Gleich mir wissen es die anderen auch. Also ist es besser, du änderst das Programm. Früher fahren kannst du leider nicht, also fahre ein, zwei Tage später.«

Josmar verstand nicht recht. Und er mochte nicht noch ein, zwei Tage in Berlin bleiben. Er könnte schwach werden, Lisbeth suchen, gestand er sich. Nein, er mußte weg, am liebsten gleich. Sein Koffer war gepackt, nichts hielt ihn zurück.

»Die Genossen, die von meiner Reise wissen, wissen auch noch ganz andere Dinge. Ich kenne euch nicht, ich meine, keinen von euch näher. Aber ich habe Vertrauen zu euch, die Partei hat euch in die Leitung gewählt. Ich verstehe dich nicht.«

Freitag schwieg. Josmar fürchtete, daß er wieder eingeschlafen sein könnte; er wurde ungeduldig, spürte plötzlich die eigene Müdigkeit und wollte gerade sagen: »Ich bleibe bei dem Beschluß. Ich habe noch zweieinhalb Stunden zu schlafen. Wenn du willst, in dem andern Zimmer ist eine Couch, da kannst du dich hinlegen«, da bemerkte er den halboffenen Mund, diesen erstaunlich unpassenden Mädchenmund. Der Anblick besänftigte ihn, er schwieg, wagte nicht, sich zu bewegen.

Es wurde Tag, der graue Himmel, ein verwittertes, verknülltes Tuch, spiegelte sich matt im Glas der Balkontür, das Gesicht Freitags zeichnete sich darin ab wie ein großer Fleck, dessen Ränder das Licht hell färbte.

»Am 6. Januar 1929 erfolgte der Staatsstreich. Das ist nun zweieinhalb Jahre her. Der Terror hat sich nicht abgeschwächt, im Gegenteil. Viele, die bereit gewesen wären, vor anderthalb Jahren für die Sache zu sterben, kämpfend, Goeben, kämpfend zu sterben, würden heute nicht mehr einen Flugzettel von uns annehmen. Niederlagen zersetzen, nicht nur unten, sondern bis hoch oben. Sitzungen fliegen auf, die nach allen Regeln der Konspiration vorbereitet worden sind, Kuriere werden an der Grenze geschnappt, von deren Reise nur wir gewußt haben, österreichische, deutsche, belgische, tschechische Genossen. Schlimmer: die Polizei läßt sie über die Grenze, folgt ihnen und deckt so ganze Netze auf. Oder sie tut

es, um glauben zu machen, daß sie nur so die Netze aufdecken konnte. Keine Panik, gewiß, aber Vorsicht! – Mein Bruder ist erschlagen worden, meine Frau verhaftet, gefoltert – du wirst sie sehen, sie ist jetzt frei. – Es wäre schade um dich.«

Freitag war aufgestanden. Er trat auf den Balkon hinaus. Seine Bewegungen waren ruhig, wie bedachtsam abgemessen. Josmar hätte sein Gesicht sehen mögen. Er trat neben ihn. Die Bogenlampe erlosch, ein Milchwagen kam knarrend die Straße herauf. Freitag wandte sich zu Josmar und sah ihn forschend an. Der hielt dem Blick stand.

»Ja, aber wenn du einen bestimmten Verdacht hast, mußt du ihn doch äußern. Das ist ja schrecklich.«

»Ich habe keinen bestimmten Verdacht. – Bist du schon lange in der Partei?«

»Seit 1923, aber dazwischen war ich etwa drei Jahre nicht aktiv, erst seit einem Jahr, seit ich wieder in Deutschland bin, bin ich richtig drinnen.«

»Eine illegale Massenpartei, das ist ein Widerspruch in sich selbst. Es gibt keinen Terror, wo die Masse organisiert auftreten kann. Unmöglich, wirklich dichte Konspiration in der Massenarbeit zu erreichen. Ja, du darfst sie nicht einmal anstreben, verstehst du. So kann man eine Terroraktion vorbereiten, wir aber wollen auf die Massen einwirken. Wir bleiben eine Zeitlang im Dunkel, doch müssen wir, das ist das Gesetz unserer Aktion, immer wieder einmal hervorspringen, ins hellste Licht uns stellen: Die Partei lebt!, das müssen wir den unzufriedenen, aber zuletzt auch apathischen Massen handgreiflich beweisen. Der Feind weiß es, auch ohne Spitzel. In seinem Kalender gibt es so viele St. Bartholomäus, als es proletarische Feiertage gibt: 1. Mai, 1. August, 7. November, Lenin-Tag usw. Da, in diesen Bänden bringst du den Text der Aufrufe zum 1. August hinunter. Der Feind weiß es, auch ohne Spitzel. Er weiß es, weil er einen Kalender hat. Der Text interessiert ihn nicht, der ist gegen den Krieg, wie gewöhnlich, natürlich, aber er weiß, daß ihm um den 1. August herum Gelegenheit geboten wird, soundsoviele Kommunisten, natürlich die tapfersten, unerschrockensten, in die Hand zu kriegen. Hätten wir nicht solche Augusttage, die Polizei müßte sie erfinden. Es gibt Spitzel, darum sei vorsichtig. Doch die große Gefahr für die Partei ist es nicht. Die Gefahr, das ist, was wir selber tun.«

Josmar hörte ihn mißtrauisch an. Freitag hatte während der Sitzung fast in allen Fragen unrecht behalten, nun versuchte er, ihn zu irgend etwas zu verleiten, was die Ausführung der Beschlüsse vereiteln sollte. Er mußte ihn sprechen lassen und Sönnecke Bericht geben. Das war ein Oppositioneller, wahrscheinlich ein Rechter, in Wirklichkeit ein Liquidator. Er beschloß, Freitag noch mehr aus sich herausgehen zu lassen. Zum er-

stenmal wurde ihm klar, was ein Parteischädling, ein Parteifeind war. Der da vor ihm stand, war einer. Er sagte: »Was du da sagst, ist vielleicht richtig. Ich kann es nicht beurteilen. Wenn du es aber glaubst, was schlägst du vor, was soll man anders machen? Von jeder Aktion absehen, die Parteikader schonen und die Partei begraben?«

Freitag, der sich gesetzt hatte, stand wieder auf, drehte das Licht aus, das überflüssig geworden war; er ging bedächtig, als ob er irgend jemandes Schlaf schonen müßte, auf und ab. Er war groß und sehr schmal, von Zeit zu Zeit hob und senkte er die Knabenschultern, als hätte er es kalt im Rücken.

»Wie nennen dich deine Freunde?«

»Josmar.«

»Du bist katholisch erzogen worden?«

»Ja, mein Vater war sehr fromm, die Mutter wurde es erst später, als sie älter wurde.«

»Meine Familie ist orthodox. Das ist eine andere Welt. Es gab da niemals Jesuiten und keine Rechtfertigung des Bösen durch das Gute. – Ich heiße übrigens Vasso.«

Josmar verstand nicht, wo das hinaus sollte. Begann der schlaue Fuchs, seine Unvorsichtigkeit zu bedauern, wollte er jetzt mit privaten Dingen das Politische vertuschen? Josmar beschloß, seinerseits Fragen zu stellen, um sein Mißtrauen zu verbergen. »Und deine Familie lebt noch unten? Ist sie ungeschoren?«

»Ja. Man läßt sie in Ruhe. Eine große Bauernfamilie, verschwägert mit fast allen Familien im Dorf. Die Gendarmen müssen da vorsichtig sein. Außerdem, was könnte man ihnen vorwerfen? Der große Sohn, der Herr Professor – das bin ich –, der den jüngern Bruder ins Unglück gestürzt hat, der Ex-Deputierte, der sich monatelang wie ein Verbrecher hat verstecken müssen, der Serbe, der für die Kroaten, gegen die Serben, meinen sie, Stellung nimmt, der ist den Eltern und dem Dorf fremder als der Gendarm, der ihn sucht. Käme ich zu ihnen, sie würden mich verstecken, sie würden eher den Gendarm erschlagen als ihm erlauben, mich abzuführen, aber danach würden sie mich daran erinnern, daß ich nicht mehr zu ihnen gehöre. ›Ihr Kommunisten wollt vielleicht das Gute‹, sagte mir einmal mein Vater, ›aber ihr habt kein Erbarmen mit den Armen. Ihr habt kein Erbarmen mit euch und darum glaubt ihr, daß euch alles erlaubt ist. Unser Heiland hat mit sich kein Erbarmen gehabt, aber er hat die Menschen geliebt. Ihr liebt niemanden und niemand liebt euch.«

»Was hast du ihm darauf geantwortet?« fragte Josmar neugierig, mit einer veränderten, hellen Stimme.

»Ich habe ihm geantwortet: Mag sein, ihr habt recht, Vater. Aber viel-

leicht kann man die Menschen nicht erlösen, wenn man sie zu sehr liebt. Der Heiland hat die Welt erlösen wollen, aber es ist ihm nicht gelungen. Es genügt nicht, für die Menschen zu sterben, man muß für sie morden, Vater. Es ist ein Fluch, Erlöser zu sein, die Welt ist zu böse, ihre Erlöser können nicht gut sein.« »Und er?« fragte Josmar.

»Der Vater? Er ist ein alter Debatter, kein Pope war je vor ihm sicher. Er ist auch gar nicht wirklich gläubig. Er antwortete mit einer Geste, die andeutete, daß nichts mehr hinzuzufügen wäre: ›Wer hat euch denn zu unseren Erlösern erwählt? Wir nicht. Ihr sagt, ihr wollt uns Arme erlösen. Ihr glaubt es wirklich, ja, aber der Teufel hat immer gesagt, er wäre der wahre Gott, er wäre allmächtig. Der Teufel hat es selber auch geglaubt. Aber wehe dem, der es ihm geglaubt hat! Ihr seid arme Teufel – und ihr habt kein Erbarmen mit uns!«

»Nein, du hast ihm nicht richtig geantwortet. So ist das Ganze schief, überhaupt in keinem Verhältnis zur Wirklichkeit. Erstens bleibst du im religiösen Jargon – Gott, Teufel und alle heiligen Geister, zweitens hast du etwas zugestanden, was vollkommen falsch ist. Wir hätten kein Erbarmen mit den Armen? Erbarmen ist natürlich wieder so ein Wort, aber erinnerst du dich nicht, was die Krupskaja über Lenin geschrieben hat: daß er stets mit dem Volke tief mitgelitten hat. Ich verstehe gar nicht, wie du den pfäffischen Plunder so ernst nehmen kannst. Überhaupt!« – Josmar kämpfte gegen ein Gefühl des Unbehagens, das ihn überwältigte. Dieser Mann beherrschte das Gespräch, es ging darum, festzustellen, wo er eigentlich hinauswollte. So bemühte sich Josmar, völlig ruhig zu bleiben, und er setzte, da der andere schwieg, fort: »Überhaupt bist du mir die Antwort auf meine Frage schuldig geblieben: Was willst du an Stelle der illegalen Arbeit setzen, vorausgesetzt, daß du nicht die Partei überhaupt liquidieren willst, sozusagen die Revolution wegen schlechten Wetters abgesagt!«

Freitag ließ sich Zeit mit der Antwort, seine ganze Aufmerksamkeit war auf das winzige Stück blauen Himmels gerichtet, das hinter der zerrissenen Wolkendecke aufgetaucht war. Als er endlich zu sprechen begann, wendete er sich nicht von diesem Anblick weg. Es war, als spräche er zu diesem Stück Himmel über einem Berliner Wohnhause und nicht zu Josmar.

»Du weißt wahrscheinlich nicht, Josmar, daß Sönnecke und ich, daß wir alte Freunde sind, wir sind beide von Anfang dabei gewesen. Du sitzt so starr da und denkst, du mußt dir alles merken, was ich sage, um es ›weiterzugeben‹, aber Sönnecke kennt meine Auffassungen, meine Zweifel, meine Vorschläge auf Abänderung einer Aktivität, von der ich nichts Gutes erwarten kann. Doch lassen wir das. Was du von unserem Erbarmen mit den Armen sagst, ist falsch. Mein Alter hat es besser begriffen.